



Hansjakob Schibler

Die Frau des barmherzigen Samariters

21 Geschichten,
die so nicht in der Bibel stehen

TVZ



Hansjakob Schibler

Die Frau des barmherzigen Samariters

T V Z

Hansjakob Schibler

Die Frau des barmherzigen Samariters

**21 Geschichten,
die so nicht in der Bibel stehen**

T V Z

Theologischer Verlag Zürich

Publiziert mit der freundlichen Unterstützung
der Evangelisch-reformierten Landeskirche des Kantons Zürich.

Der Theologische Verlag Zürich wird vom Bundesamt für Kultur für
die Jahre 2026–2028 mit einem Strukturbeitrag unterstützt.

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Umschlaggestaltung

Simone Ackermann, Zürich

Bild: George Gessler (GeGe), Zürich: Claudine – Warten, 1953, Harz-
oel/LW, 75/50 cm, Inventarnummer IV 470; www.gege-atelier.ch

Druck

gapp print, Wangen im Allgäu

ISBN 978-3-290-18763-7 (Print)

ISBN 978-3-290-18764-4 (E-Book)

© 2026 Theologischer Verlag Zürich

www.tvz-verlag.ch

Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der foto-
grafischen und audiovisuellen Wiedergabe, der elektronischen
Erfassung sowie der Übersetzung, bleiben vorbehalten.

Für Nicolas und die Grosskinder
Yepa, Benjamin, Raquel, Quentin, Zora,
Matteo, Emmylou und Mia

Inhalt

- 9 Als es wieder regnete
— Gen 6–9
- 15 Er hat mich getötet
— Gen 22,1–19
- 21 Mein kleiner Möchtegern
— Gen 27
- 26 Dank der älteren Schwester
— Ex 2,1–10
- 32 Aus dem Gold ein Kalb
— Ex 32
- 49 In der Hochzeitsnacht
— 1Sam 18,20–19,17
- 55 Viel Platz in der Herberge
— Lk 2,1–7
- 65 Reportage aus der Wüste
— Mt 4,1–11; Lk 4,1–13
- 71 Der gelähmte Kumpel
— Mt 9,1–8; Mk 2,1–12; Lk 5,17–26
- 75 Wenn Steine reden könnten
— Joh 8,3–11
- 83 Vielleicht wäre unser Sohn mitgegangen
— Mk 5,25–43
- 89 Die Frau des barmherzigen Samariters
— Lk 10,25–37
- 94 Ich bin ein Denar
— Mt 20,1–16

- 99 Auf dem Ehrenplatz
— Lk 14,7–11
- 106 Eins zu zehn
— Lk 17,11–19
- 110 Der Maulbeerfeigenbaum steht noch da
— Lk 19,1–10
- 116 Und jetzt Lazarus
— Joh 11,1–45
- 134 Warum gerade mein Esel?
— Mt 21,1–11; Mk 11,1–11
Lk 19,29–44, Joh 12,12–19
- 141 Brief einer Grossmutter
— Mt 26,69–75; Mk 14,66–72
Lk 22,54–62; Joh 18,15–27
- 147 Es war tatsächlich leer
— Mt 27,57–28,8; Mk 15,42–16,8
Lk 23,50–24,12; Joh 19,38–20,10
- 153 Mit dem Eunuchen nach Jerusalem
— Apg 8,26–39; Deut 23,2;
Jes 53,7–8; Jes 56,4–5

Als es wieder regnete

Wenn man als Einziger eine Katastrophe überlebt, fühlt man sich nicht gut. Aber wem sage ich das?

Ich fühlte mich nicht gut. Ich war einsam. Ich fühlte mich schuldig. Dabei sollte ich doch froh sein, glücklich, weil ich als Einziger überlebt hatte. Jedenfalls glaubte ich, dass ich der Einzige sei.

Und jetzt möchte ich erzählen und aufschreiben, wie es dazu gekommen ist. Ich schreibe es auf die Tonscherbe, die ich gefunden habe, und erhoffe mir, dass mit ihr meine Geschichte überdauert.

Ich war schon als Knabe ein Einzelgänger. Nicht dass ich keine Freunde gehabt hätte. Nicht dass mir meine Mutter, mein Vater, meine Brüder und meine Schwestern nichts bedeutet hätten. Wie viel sie mir bedeutet haben, das merke ich jetzt, wo sie alle tot sind, wo ich mir vorstellen muss, wie sie umgekommen sind. Wie sie alle quälend ertrunken sind in dieser schrecklichen Sturzflut, die alle Häuser zerstört hat, alle Wege, alle Weiden, alle Gärten einfach überschwemmt hat und alles, was nicht fest verwurzelt, was sage ich, was nicht felsiger Untergrund war, einfach mitgerissen hat, vor sich hergetrieben und am Ende unter den tosenden Wellen vergraben hat, meine Familie, alle anderen Familien, meine Freunde, alle Menschen, alle Tiere.

Ich höre es, wenn ich wach bin, ich höre es, wenn ich schlafe: das Toben und Tosen, das ohrenbetäu-

bende Schlagen, dazwischen die Hilfeschreie und, noch schlimmer, das plötzliche Schweigen.

Warum wurde ich dazu verdammt, dies alles zu überleben? Ich ganz allein?

Als die dunkeln Wolken aufzogen und der Regen begann, war ich draussen, dort, wo ich meistens war, am Berg. Ich suchte Unterschlupf. Ich wollte nicht zurückgehen. Ich wollte abwarten, bis das Unwetter vorbei war. Und dann, war es auf einmal zu spät, und ich konnte gar nicht mehr zurück.

Hinter mir war nur noch Wasser, und die Wellen kamen näher. Ich musste höher steigen. Ohne Pause, auch nachts. Ich wusste, dass weiter oben, ganz weit oben der Schnee lag. Ich wusste, dass es in den Felsklüften da oben noch vereinzelt Sträucher gab, von denen ich Beeren pflücken konnte. Ich wusste, dass es in den Bergbächen Fische hatte. Ich hatte in meinen wilden Tagen gelernt, solche Fische zu fangen. Es kam mir jetzt zugute. Aber sie zu essen, ohne sie zuvor zu braten, das hatte ich nicht gelernt, das lehrte mich jetzt die Not.

Und dass ich einen Baumstrunk fand, an dem ich mich mit meinen Kleidern festbinden konnte, das war nur Glück.

Es ging viele Tage lang. Ich vergass, sie zu zählen. Ich musste mich überwinden, von dem schmutzigen, faden Wasser zu trinken. Ich geriet in einen Zustand, da war mir nicht klar, ob ich überhaupt noch lebte. Es war nur noch dieser Gedanke da: Halte dich fest an dem Strunk und halte den Kopf über Wasser.

Als ich aus all dem aufwachte, die Sonne mir schmerzhaft die Augen blendete, da kam erst das ganze Elend über mich: Du lebst, aber du bist allein. Und ich fühlte mich so masslos schuldig.

Warum war ich nicht zurückgegangen? Jetzt auf jeden Fall wollte ich es tun. Den Ort suchen, wo ich gelebt, wo ich gespielt hatte mit meinen Geschwistern. Unser Haus.

Aber wie sollte ich den Weg finden, es gab nirgends einen Anhaltspunkt. Ich legte mir einen Plan zurecht. Eine Richtung einhalten, hin und her gehen, immer weitere Kreisbogen laufen. Aber immer in der Nähe bleiben, beim Wasser, der Fische wegen.

Ich weiss nicht mehr, der wievielte Tag es war, als ich wie jeden Morgen in den Himmel schaute und den Sonnenstand kontrollierte. Da sah ich eine Taube fliegen. Sie hatte mich auch entdeckt. Sie flog einen Bogen. Setzte sich auf einen Baumstrunk.

Und so konnte ich sehen, dass sie etwas Grünes im Schnabel trug. Das Blatt eines Olivenbaums.

Ich ging langsam auf sie zu. Ich sprach sie an und erschrak über meine Stimme. Sie tönte wie ein verzweifelter Krächzen.

Die Taube flog davon. Und dann überkam mich eine grosse Erregung, es schüttelte mich, ich weinte, ich kauerte mich auf den Boden, hielt mir die Hände vor die Augen: Also bist du doch nicht allein.

Wie im Traum stand ich auf und ging der Taube nach. Zuerst hielt ich es für einen gestrandeten Wal. Aber dann sah ich, dass es aus Holz war, ein riesiger Bauch aus Holz. Und oben gab es ein Fenster.

In einiger Entfernung blieb ich stehen. Aus dem Fenster reckte sich eine Hand, ein Arm. Und im sanften Griff der Hand barg sich die Taube. Meine Taube, der ich gefolgt war. Die Hand liess sie los, sie schwang sich empor, flog von mir weg hinunter, dorthin, wo einst mein Dorf gelegen hatte.

Ich wollte zu dem Bauch rennen, an das Holz klopfen, aber ich traute mich nicht. Es kam mir alles zu seltsam vor.

Aus dem Bauch hörte ich Stimmen, Tierlaute. Dort, wo der Bauch auf der Erde lag, gab es eine Umrandung. An der Innenseite wurde gehämmert, bis sie herausbrach.

Was in der Folge geschah, ob es eine Luftspiegelung war, ob es ein Traum war, ob es von aussen kam oder von innen, ich kann nur versuchen, es zu erzählen, mit meiner Sprache dafür ein Zeugnis zu geben.

Es war wie ein Umzug von Menschen und von Tieren. Wie eine Herde, aber es waren ganz verschiedene Tiere, es war, als wollte sich der Bauch entleeren, aber heraus kamen lebendige Wesen, bunt gemischt, einzelne Tiere machten Sprünge, man hörte Hundegebell und Gänse-schnattern, blökende Schafe und Laute, die ich vorher noch nie vernommen hatte.

Einzelne Tiere verliefen und verkrochen sich schnell, Vögel flogen davon.

Zurück blieben die Menschen. Eine grosse Schar war es nicht, vielleicht aber eine grosse Familie. Ein Oberhaupt, seine Gattin, junge Mädchen und Knaben.

Sie hielten ein paar Rinder, Schafe und Ziegen mit Stricken fest. Sie bildeten einen Kreis. Auf einmal brannte ein Feuer. Die Tiere an den Stricken wurden getötet, das Blut spritze aus dem Schnitt am Hals heraus und schoss auf den Boden.

Hatten sie deshalb diesen Tieren vor der Flut das Leben gerettet, um sie jetzt hier zu schlachten und zu verbrennen? War das der Preis, den sie den Göttern bezahlen wollten, dafür dass sie allein vor der ganzen Welt gerettet waren?

Unterdessen waren Wolken aufgezogen. Die Sonne stand schon tief am Himmel und es begann wieder leicht zu regnen. Sollte das Opfer verhindern, dass alles wieder von vorne losging?

Ich blickte von der Sonne weg auf die andere Seite des Bergrückens. Was ich dort sah, sah ich zum ersten Mal in meinem ganzen Leben. Es war ein farbenprächtiger Bogen, der gewaltig über den Bergkämmen am Himmel stand.

Und es schüttelte mich erneut und trieb mir die Tränen in die Augen. Ich starrte in den Himmel und es überfiel mich ein auswegloses Gefühl der Verlassenheit.

Eine Stimme, die mich jäh aus dem Tränenschlummer herausriss, ertönte über der Stätte der Opfergemeinschaft. Ich wusste nicht, war es die donnernde Stimme des Oberhauptes oder die eines anderen. Sie schien vielmehr direkt aus dem Himmel zu lauten. Was sie sagte, liess mich aufhorchen: «Dieser Bogen ist das Zeichen des Vertrags, den ich mit euch schliesse. Frieden statt Feindschaft. Und immer, wenn die Wolken am Himmel aufziehen und der Bogen erscheint, soll er mich daran erinnern, dass ich euch nie mehr vertilgen will.»

Dieses letzte Wort – nie mehr – hallte lange in mir nach. Trotzdem traute ich mich nicht, mich aus meinem Versteckt zu erheben.

Die Nacht brach schnell herein. Die Sonne und mit ihr der Bogen waren verschwunden. Und weil ich so schwach war, muss ich sehr bald eingeschlafen sein. Als ich am andern Morgen erwachte, rauchte noch das Feuer, aber die Schar der Geretteten war verschwunden und auch Tiere konnte ich keine mehr sehen.

Wem gehörte die Stimme aus dem Himmel? Sollte ich ihr vertrauen? War ich deswegen gerettet worden,

um dies zu bezeugen? Aber warum dieses sinnlose Ersäufen aller meiner Angehörigen? Wo waren sie und wohin sollte ich mich jetzt wenden? Es ist kein Platz mehr auf der Tonscherbe. Alles voll gekritzelt. Ich werde sie neben den Eingang unten beim hölzernen Bauch hinlegen und mich dann auf die Suche nach anderen Überlebenden machen ...

Genesis 6–9

Er hat mich getötet

Wenn die andern draussen spielten mit ihren selbstgebastelten Kamelen aus Knochen und Fellen, wenn sie im Sand wühlten und für die Karawanen lange Strassen bahnten, dann lag Isaak drinnen im Zelt, bedeckte seine Augen und hielt den Atem an. Nur nachts, wenn alle schliefen, schlich er sich hinaus. Legte sich in den Sand und blickte in den Sternenhimmel. Manchmal schlief er ein. Wer ihn dann schüttelte und weckte, der hatte das Gefühl, er würde aus einer Traumwelt auftauchen.

Die anderen Kinder trauten sich nicht, ihn auszulachen. Er war der Sohn des Stammeshäuptlings. Und vor dem hatten alle grossen Respekt.

Isaak war nicht immer so gewesen. Und das war das Merkwürdige. Eschbat war es zuerst aufgefallen. Er war am meisten mit Isaak zusammen. Früher konnte er mit ihm heruntollen, sie rangen miteinander, sie warfen Steine und bauten Festungen aus Sand. Aber dann war jener Tag gekommen, als Isaak mit seinem Vater auf den Berg gestiegen war. Und als er zurückkam, war er nicht mehr der gleiche Isaak. Hatte er früher, wenn er sprach, wild mit seinen Händen gestikuliert, so hielt er sie jetzt meist gefaltet hinter seinem Rücken. Wenn man ihn ansprach, zuckte er zusammen. Und er antwortete meist nur mit zwei oder drei Worten.

Einmal, als Eschbat mitten in der Nacht aufwachte, hörte er Isaak schreien. Und das, was er schrie, war sehr

aufwühlend. Sein Vater hatte ihn wieder einmal draussen gefunden, eingeschlafen unter dem Sternenhimmel. Aber als er ihn aufheben und ins Zelt tragen wollte, fing Isaak ganz entsetzlich an zu schreien: «Rühr mich nicht an! Du hast kein Recht. – Nein, nein, ich will nicht sterben!»

Eschat hob die Plane des Zelt es etwas an. Er sah, wie der alte Patriarch halb auf seinem Sohn kniete und versuchte ihm den Mund zuzuhalten. Aber immer wieder drangen seine Schreie gurgelnd durch die Finger: «Lass mich los!»

Ein gespenstisches Echo hallte von den Bergen zurück. Endlich verstummte Isaak. Der Vater hob ihn hoch, und Isaak liess sich willenlos hineinragen. Seine Arme und Beine schlenkerten wie abgestorben herum.

Am andern Morgen sagte Eschat zu Isaak: «Ich habe in der Nacht einen Wolf gehört. Komm, wir schauen einmal bei den Herden vorbei, ob noch alle Tiere da sind!»

Isaak war wortkarg wie immer. Aber er ging mit. Bei der Herde draussen sagte Isaak auf einmal: «Ich kann Schecki nirgends finden.»

Schecki war ein junger Widder mit einem besonderen gescheckten Fell. Isaak hatte ihn ins Herz geschlossen. Er galt als ein besonderes Tier. Aber weil er ein Männchen war, würde er wahrscheinlich bald geopfert werden. Eschat hatte dies jedenfalls von seinem Vater gehört. Die Knaben hatten schon miteinander beraten, wie sie das verhindern könnten. Jetzt war Schecki verschwunden.

«Wann hast du den Wolf gehört?», fragte Isaak.

Aber Eschat hatte ein schlechtes Gewissen. Das mit dem Wolf hatte er sich nur ausgedacht. Weil er mit Isaak allein sein wollte. Um ihn zu fragen wegen seinem schrecklichen Geschrei.

«Mitten in der Nacht», sagte er, «ich bin aufgewacht, weil da so ein lautes ... Geräusch war.»

«Und es war ein ... Wolf?»

Eschbat musste nicht mehr antworten. Isaak hatte einen leisen Überraschungsruf ausgestossen und zeigte erstarrt auf den Boden. Blut. Überall war Blut. Und Wollfetzen. Und hinter einem Gestrüpp fanden sie die traurigen Überreste. Es war Schecki. An einem Fetzen von Sehnen und Knochen und Fleisch war noch ein ganzer Lappen seiner gescheckten Wollhaare zu sehen. Isaak sank neben dem blutigen Kadaver in die Knie. Tränen rannen ihm über die Wangen. Eschbat kniete auch nieder. Er legte den Arm um seinen Freund. Und er spürte, dass Isaak heftig schluchzen musste.

Noch nie hatte er Isaak weinen gesehen. In der Nacht seine entsetzlichen Schreie. Und jetzt dies. Aber so plötzlich, wie es angefangen hatte, so plötzlich hörte es auf. Mit zornigen Augen blickte Isaak durch seine nassen Wimpern. Und beim Aufstehen sagte er mit trotziger, rauer Stimme: «Jetzt hat er den Dreck, es geschieht ihm Recht!»

Eschbat ahnte, dass er seinen Vater meinte. Und er wollte ihm sagen, dass er in der Nacht nicht den Wolf, sondern ihn, Isaak, gehört hatte.

«Weisst du eigentlich, dass mein Vater mich töten wollte?»

Jetzt sah Isaak Eschbat direkt an. Und seine Augen, die sonst immer so matt wirkten, blitzten.

«Aber er hat dir doch nur den Mund zugehalten, damit du nicht so schreist.»

Kaum hatte Eschbat dies gesagt, wurde er gewahr, dass er sich verraten hatte. Aber Isaak ging gar nicht darauf ein.